Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 18 (1968)

Heft: 2

Artikel: Zum 4. Band der J. Burckhardt-Biographie von Werner Kaegi

Autor: Vischer, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-80605

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MISZELLEN MÉLANGES

ZUM 4. BAND DER J. BURCKHARDT-BIOGRAPHIE VON WERNER KAEGI[1]

Von Eduard Vischer

Im vergangenen Spätsommer ist nach längerem Unterbruch wieder eine Fortsetzung dieser großangelegten Lebensbeschreibung und Würdigung erschienen. Wenn es nach Troxlers Worten «das schönste Glück ist, das einem verdienst- und ruhmvollen Leben diesseits nach dem Tode zuteil werden kann, einen würdigen Biographen zu finden» (Archiv der Medizin...I, 1816, 208, in der Anzeige einer Biographie des Arztes J. Chr. Reil), so wird beim Vorliegen dieses Bandes einmal mehr gesagt werden dürfen, daß Burckhardt an solchem Glücke in reichem Maße teilhat. Doch dispensiert solches Gesamturteil nicht von genauer kritischer Lektüre und Rechenschaft im einzelnen. Dieser vierte Band gliedert sich in sechs Kapitel. Das erste Kapitel ist dem Historischen Amt an der Universität, das zweite dem Nebenamt am Pädagogium, das dritte der «Baukunst der Renaissance» gewidmet; in den drei letzten Kapiteln werden die «späten Reisen» dargestellt.

I.

Das «Bücher und Ruhm» überschriebene 3. Kapitel bildet für den historiographisch interessierten Leser die Mitte des Bandes. Als Burckhardt 1858 von Zürich nach Basel übersiedelte, vertauschte er eine Professur der Kunstge-

[1] Werner Kaegi, *Jacob Burckhardt. Eine Biographie.* Band IV: *Das historische Amt und die späten Reisen.* Basel, Schwabe, 1967. 483 S. und 33 Tafeln.

schichte für Polytechniker mit einer Universitätsprofessur für allgemeine Geschichte. Naturgemäß war der pausenlose Übergang hart und brachte überaus viel Arbeit, hinter der das Bücherschreiben zurückzutreten hatte. Burckhardt aber machte aus dem Zwang des Augenblicks eine Dauerlösung prinzipieller Art. Er wollte künftig ganz in der Lehraufgabe aufgehen und den Studenten und Schülern sowie der gebildeten Basler Öffentlichkeit seine ganze Kraft ungeschmälert zugutekommen lassen, auch wenn er damit auf seinen ganzen frühen Werkplan kulturhistorischer Monographien Verzicht leisten mußte (163). Nun aber brachte er aus Zürich eine überaus reiche Exzerptensammlung zu Kunst und Kultur der Renaissance in Italien mit. Diese ließ er nun doch nicht einfach liegen. Vielmehr erschien schon 1860 seine «Cultur der Renaissance in Italien», ein Buch, das von Kaegi bereits im 3. Band seiner Biographie gewürdigt worden ist. Und 1867 (der Band trägt allerdings, wohl im Sinne der damals üblichen Vordatierung, die Jahrzahl 1868) folgte die «Architektur der Renaissance». Beide Male handelt es sich dabei um Reduktionen ursprünglicher Werkpläne (200). Mit dem Buche von 1860 konnte der Verfasser in der damaligen Lebenssituation nur zum Abschluß gelangen, indem er die Behandlung der Kunst ausschied. Und aus der Behandlung der Kunst wurden in der Folge Malerei und Skulptur ausgeschieden, und auch die Architektur wurde nur deshalb zum Buch, weil eine Pietätspflicht gegenüber dem frühverstorbenen Lehrer und Freunde Franz Kugler dazu zwang. Burckhardt glaubte übrigens seinen Text nur soweit gestaltet zu haben, daß Lübke die letzte redigierende Hand daran legen müßte. Lübke sah aber wohl, was er vor sich hatte, und gab es in den Druck, wie es war, es gern in den Kauf nehmend, wenn da und dort eine Kopula fehlte. Es war das letzte Werk Burckhardts, das zu seinen Lebzeiten an die Öffentlichkeit trat. Konstantin, Cicerone, Kultur der Renaissance hatten ihn zum berühmten Autor gemacht. Ihnen verdankte er mehrere auswärtige Berufungen und zahlreiche Ehrungen. Jetzt aber schwieg er nach außen. Seine Distanzierung vom gelehrten Betrieb und vom Bücherschreiben trieb Burckhardt in der Folge so weit, daß er auch die Neuauflage seiner Werke gerne anderen überließ. Man könnte sich fragen, ob es Burckhardt nicht mit Ranke hätte halten können, der auch keine Neubearbeitungen vornahm, solche aber auch nicht andern übertrug, sondern seinen Verleger zu unveränderten Wiederabdrucken ermächtigte. Wenn er es nicht so hielt, dürften zwei Gründe bestimmend gewesen sein. Einmal war sich Burckhardt schmerzlich bewußt, daß sowohl Cicerone wie Renaissance viel zu rasch ans Licht getreten waren, als geniale Würfe, aber, unter dem Zwang äußerer Umstände, ohne ganz zureichende Vorarbeiten (167f.). Namentlich der Cicerone aber diente auch praktischen Zwecken, nämlich als Reisehandbuch des gebildeten deutschen Italienfahrers. Da mußte einfach das letzte Detail ständig à jour gebracht sein. Wie dem nun aber sei, jedenfalls hat sich Burckhardt spätestens von 1867 an dem Zwang des Bücherschreibens entzogen, dem Zwang auch der fachlichen Detailgelehrsamkeit, um dafür diejenigen Quellenstudien

zu treiben, später auch diejenige Denkmälerkenntnis auf Reisen auszubauen, die er für eine Lehrtätigkeit, die er voll verantworten konnte, für notwendig erachtete. Manches also Erarbeitete ist nach seinem Tode bekanntlich gedruckt worden, vieles ruht bis heute beim Nachlaß.

Was nun aber die «Architektur der Renaissance» betrifft, so stellt Kaegi unumwunden fest, daß das Buch «eine der reifsten Früchte von Burckhardts kunsthistorischem Schaffen» darstelle (158). Zur eigentlichen Würdigung dieses Werkes holt er auf S. 202—222 aus. Er gewinnt dazu den freien Raum durch eine Auseinandersetzung mit Heinrich Wölfflin, der in diesem Buche von jeher «ein Kernstück im Lebenswerk Burckhardts» (203) sah. Was Kunstgeschichte im Grunde sein solle, erfahre man an diesem Beispiel. Für Wölfflin bedeutete das Buch nichts Geringeres als die Begründung einer systematischen Kunstgeschichte. Noch an einem Kongreß von 1960 wurde es als ein Grundbuch für den Kunsthistoriker bezeichnet. (Nur nebenbei sei bemerkt, daß auch Carl Neumann, S. 36f. seines Burckhardt-Buches von 1927, Burckhardts kunstgeschichtliche Ziele ähnlich deutet, ohne sich dabei auf Wölfflin berufen zu müssen. Mit Neumann indes setzt sich Kaegi nie auseinander, obwohl gerade auch bei Burckhardts Urteilen über Rembrandt Anlaß dazu bestanden hätte, wie überhaupt die Literatur nicht vollständig beigezogen ist, vielfach auch gegen unpersönlich bleibende «man» polemisiert wird.) Kaegi liegt nun viel daran, darzutun, daß Wölfflin das Systematische an dem Werke, das auf weite Partien hin nicht zu verkennen ist, wohl doch etwas überbetont und einseitig technisch aufgefaßt habe. Burckhardts Blickrichtung sei auch in diesem Werke doch eine kulturgeschichtliche gewesen, manifest namentlich in den Eingangskapiteln, das Kunstgeschichtliche sei also sozusagen eingebettet in einen großen kulturgeschichtlichen Zusammenhang, wie es schon Kuglers Absehen war (209). Und er zeigt nun in lichtvoller Weise, daß Wölfflin in seiner Polemik gegen die Geschichte als Wissenschaft ausschließlich vom Individuellen sozusagen noch gegen den frühen Ranke polemisiere, während sich doch seither innerhalb des geschichtlichen Bereiches gar manches Feld bereits systematisch gestaltet habe, ohne deshalb ungeschichtlich zu werden (Verfassungsgeschichte, Religionsgeschichte, Ethnologie, Volkskunde, Historische Grammatik), neue Wege historischer Forschung und Darstellung als Teile allgemeiner Kulturgeschichte. Beide Methoden ergänzten sich. «Geschichte im alten Rankeschen Stil einer Wissenschaft des Einzelnen und Tatsächlichen» und Kulturgeschichte im neuen Burckhardtschen Stil einer Wissenschaft des Zuständlichen und Formgeschichtlichen machten zusammen die Historische Wissenschaft aus... Mit dem Werk von 1867 tat Burckhardt den Schritt vom alten zum neuen Stil, von der älteren zur jüngeren Stufe hin (211). Dazu kommt, daß für den, dem die Eingangskapitel des Werkes im Sinne der kulturgeschichtlichen Einbettung nicht genügen, ja ein machtvoller kulturhistorischer Teil in der «Kultur der Renaissance» greifbar vor Augen liegt. «Für Wölfflin verlief», so lassen wir Kaegi abschließend feststellen, «die Grenzscheide zwischen der neuen Kunstgeschichte

nach Formen und Gattungen und dem Historischen überhaupt, also auch dem Kulturhistorischen als solchem. Für Burckhardt lag sie zwischen dem Historischen im Sinne Rankes und der neuen Einheit, die er aus Kulturgeschichte und Kunstgeschichte zusammenzuschmelzen hoffte. Er hat diese Absicht, die ihn nach seinen eigenen Worten bei der Gesamtkonzeption des Werkes in den Jahren vor 1858 geleitet hatte, nie aufgegeben. Die Trennung, die er für die Buchgestaltung vollzog, war eine praktische, von den äußeren Notwendigkeiten seines eigenen Schicksals bedingte. Daß das Buch von 1867 ein Notprodukt darstellt, bleibt bei aller Bewunderung für das einzelne unverkennbar für jeden, der es liest» (212).

Wie wir aus Kaegis Darstellung vernehmen, ist das Buch, das sechs Auflagen erlebte, von Anfang an besonders von den praktischen Architekten geschätzt worden. Tatsächlich trägt auch mein eigenes Exemplar den Stempel eines Architekten, meines Großvaters Eduard Vischer-Sarasin. Aber hier erhebt sich nun doch eine Frage, ein Problem, das für Burckhardt (und so wohl auch für Kaegi) nicht existiert, wohl aber für den Leser, der das 19. Jahrhundert u.a. auch im Gesamtzusammenhang der Kunstgeschichte zu sehen versucht. Burckhardt nimmt keinen Anstoß daran, daß der Architekt seiner Zeit sich in der Sprache vergangener Epochen ausdrückt (es sei denn, er tue das schlecht), im Gegenteil. Und Kaegi verliert kein Wort über den Stilhistorismus. Denn sonst wäre eine Distanzierung von Jacob Burckhardt und seiner Zeit unvermeidlich, wenn auch im einzelnen noch manches differenzierte Urteil übrig bliebe, wie uns Ad. Reinle im 4. Band der Gantnerschen Kunstgeschichte (Frauenfeld 1962) so schön gezeigt hat.

II.

Wir sagten, das eben besprochene 3. Kapitel nehme für den, der sich für die dauernden Leistungen Burckhardts interessiere, die Mitte des Buches ein. Es folgen ihm drei Kapitel über die späten Reisen, die insgesamt 240 Seiten füllen. In der allerersten Baslerzeit ist Burckhardt nur wenig gereist, das neue Amt und die beiden Bücher von 1860 und 1867 fesselten ihn an den Ort seines Wirkens. 1860 aber kam er immerhin bereits nach London, seit 1865 häufiger wiederum nach Frankreich, und nun hat er bis 1885 außer Spanien und Griechenland fast alle europäischen Kunstlandschaften bereist. Seit 1874 war er ja auch Professor der Kunstgeschichte, so daß das Reisen für ihn sozusagen als Teil der Amtspflicht aufgefaßt werden konnte. Nur nebenbei sei bemerkt, daß die transjuranische Schweiz dabei ganz ausfällt. Der Basler war allezeit mehr nach Norden, ins Elsaß, nach dem Markgrafenland hin, gerichtet; dort liegt auch die Nachbarschaft des burckhardtischen Basel, oder dann zog es den Reisenden eben viel *weiter* in den Süden.

Leider habe ich auch bei zwei- und dreifacher Lektüre dieser Kapitel nur innewerden können, daß mir persönlich offenbar das Organ für sie fehlt.

Durch die halb thematische, halb chronologische Behandlung der Reisen entgleiten einem zudem die biographischen Zusammenhänge hier ganz. Mit Recht hat Hanno Helbling empfunden, eine tabellarische chronologische Übersicht über alle Reisen wäre, wollte man sie schon darstellen, notwendig gewesen (NZZ 1967, 4356; erst nachträglich sehe ich, daß sich eine derartige «Zeittafel» in Max Burckhardts einbändiger Briefausgabe in der Sammlung Dieterich, 1965, 483—495, findet). Kaegi tut alles, um Burckhardts dürftigen Bemerkungen durch geist- und kenntnisreiche Zwischenbemerkungen und Kombinationen aufzuhelfen, in andern Fällen läßt er seinen Helden auch einsam und allein stehen. So in Orléans. Hier empfindet Burckhardt die Kathedrale als geistlos, offenbar mit vollem Recht, denn es handelt sich ja um eine Wiederherstellung nach den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts. Was Burckhardts Reisejournale anbetrifft, so ist wohl anzunehmen, der Großteil des wirklich Wertvollen sei in die Kolleghefte übergegangen, aus denen uns im kommenden Bande Proben vorgelegt werden sollen. Im jetzigen Zusammenhang gibt uns Kaegi nur wenige Proben, und diese lassen uns nicht immer nach mehr gelüsten. So werden uns aus dem 18 Seiten starken Manuskript über Grünewald nur zwei Sätze geboten, so zum Christus am Kreuz, «er sei wie in Konkurrenz mit Holbein gemalt, mit spezieller Kenntnis der Hingerichteten» (was, nebenbei bemerkt, auch sprachlich eine eher saloppe Formulierung darstellt, S. 345). Nein, so viel uns das Ausgeformte bei Burckhardt heute noch bietet, um so skeptischer stimmen uns seine beiläufigen Äußerungen. Über seine Ablehnung Rembrandts, sei sie nun ästhetisch oder sozial und politisch bedingt, läßt sich viel sagen, und auch Kaegi sagt darüber manches. Ist aber vielleicht nicht auch im Spiel, daß der in der klassischen Ruhe Beheimatete für die all diese Ruhe sprengenden Genies wie Michelangelo und Rembrandt gar keinen Sinn hatte noch haben konnte noch wollte. Merkwürdig ist übrigens auch, daß Burckhardt sich auf seinen späten Reisen dem Barock immer mehr öffnete, aber dafür die Geschichte der nachantiken Kunst eigentlich erst bei der Gotik beginnen läßt. Äußerungen über Frühchristliches, über Mosaiken z.B., aber auch über die Baukunst der Romanik begegnen nur verschwindend wenige.

Aber nun gibt es innerhalb dieser Kapitel doch *eine* große Aufgipfelung. Sie findet sich am Ende des 4. Kapitels, S. 323—335, an der Stelle, an der Kaegi es für nötig befindet, daran zu erinnern, «was Kunst und Geschichte Hollands für Burckhardt als ganzes auf die Dauer bedeutet haben». Er kann dabei auf eigene frühere Sonderpublikationen zurückgreifen. Ich gebe gerne zu, daß diese Partie, in der er auch stark aus den Vorlesungsmanuskripten schöpft, mit wahrhaft herrlichen Ausführungen über Ruysdael, eine der schönsten des ganzen Buches ist. Man müßte ihr eine Sonderbetrachtung widmen, die indes jede Rezension sprengen würde. Burckhardt sah die holländische Blütezeit in Analogie zu der griechischen in der Zeit nach den Perserkriegen (333). Wörtlich: «In der neueren Zeit kannte nach Burckhardts Meinung nur das goldene Zeitalter Hollands eine ähnliche Plötzlichkeit der

Entfaltung wie das der Griechen.» In den kunstgeschichtlichen Vorlesungsmanuskripten der Basler Spätzeit finde man diesen Gedanken dann breit entwickelt. Er stellt also eine Weiterentwicklung früherer Erkenntnisse dar. In den «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» hatte es noch geheißen: «Nur das Florenz der Renaissance kann sich an die Seite Athens stellen» (Ausg. von Oeri [4], 125).

III.

Von diesem für den Autor wie für den Leser ebenso mühsamen Schlußteil hinweg wenden wir uns zum Eingang des Bandes zurück, zu den beiden ersten Kapiteln. Diese sind am stärksten biographisch. Sie haben Burckhardts Lehrtätigkeit von 1858, dem Jahr des Antrittes seiner Basler Professur, bis zum Rücktritt vom Pädagogium anno 1883 und von der Geschichtsprofessur anno 1886 zum Gegenstand. In der Struktur sind sie ungleichartig. Das der Universität gewidmete erste Kapitel gibt sozusagen nur ein Gerippe, oder wie man das umschreiben mag, jedenfalls ist das Vorgetragene selbst nicht zur Darstellung gebracht, sondern einem besonderen Bande, dem 5., der, wie wir hören, bereits in der Druckerei liegt, zugewiesen, während das zweite Kapitel neben den äußern Fakten auch einbezieht, was die Schüler von ihrem Geschichtslehrer zu hören bekamen. Doch wird uns im 1. Kapitel jetzt schon wenigstens bekannt gegeben, welche Gegenstände diese Vorlesungen beschlagen haben. Während der ersten beiden Semester, der Zeit, in der die «Kultur der Renaissance in Italien» Gestalt annahm, beschränkte sich Burckhardt auch in seinen Vorlesungen auf spätmittelalterliche Kulturgeschichte. Nun folgten nacheinander «Neuere Geschichte von der Reformation an», «Neuere Geschichte seit 1763», also ein erster Ansatz zur Revolutionsgeschichte («Geschichte des Revolutionszeitalters» heißt die Vorlesung erst vom Wintersemester 1861/62 an), «Über die Kultur des Mittelalters», «Geschichte des Altertums». Damit war fast von Anfang an ein Zyklus geschaffen, der in großen Hauptvorlesungen in vier Semestern alle weltgeschichtlichen Epochen behandelte. Wenn von 1866—1882 die Mittelaltervorlesung wegfiel, so war das nicht durch eine innere Abkehr vom Mittelalter bedingt, «wie *man* gemeint hat» (wirklich ganz zu Unrecht gemeint? fragt der Rezensent), sondern dadurch, daß Burckhardt diese Hauptvorlesung dem jüngern Wilhelm Vischer (1833—1886), seinem Schüler und Freund, überließ, der im übrigen vor allem Schweizergeschichte lehrte. Auf diese Weise war nun aber auch der Weg frei zu stärkerer Berücksichtigung des Altertums. Im Sommer 1872 begegnet erstmals der Vorlesungstitel «Griechische Kulturgeschichte» und kehrt nun alle zwei Jahre wieder. — Neben den Hauptvorlesungen gingen bis 1874, d.h. bis zur Übernahme der kunstgeschichtlichen Professur, einstündige Nebenvorlesungen einher, worüber man S. 15f. nachlesen möge. Immerhin sei bemerkt, daß die Ausführungen «Über das Studium der Geschichte» (die uns bekannten «Weltgeschichtlichen Betrach-

tungen») in diesem Rahmen im Wintersemester 1868/69 erstmals vorgetragen worden sind.

Und nun zu diesen beiden ersten Kapiteln! Einleitend äußert sich Kaegi über die Geschichte des Basler Historischen Lehrstuhles, in einem zweiten Abschnitt über Burckhardts Amt. Burckhardt war zu fünf Vorlesungsstunden verpflichtet, dazu kamen eine Anzahl Schulstunden am Pädagogium sowie öffentliche Abendvorträge, die zwischen 3 und 18 pro Winter schwankten; jeden dritten Winter waren es Zyklen von 10—15 Abenden. 1874 kamen 3 Stunden Kunstgeschichte hinzu, und es fiel eine Gymnasialklasse weg, 1883 las Burckhardt je 5 Stunden in Geschichte und in Kunstgeschichte und gab dafür den Gymnasialunterricht ganz auf. 1886 endlich demissionierte er wegen Altersbeschwerden als Professor der Geschichte und behielt, und zwar bis zu seinem 75. Jahre, nur noch die kunsthistorische Professur bei. Seine Besoldung betrug immer 4000—5000 Franken, worin sich, wie Kaegi mit großem Recht hervorhebt, die Festigkeit der damaligen Verhältnisse widerspiegelt.

Ein dritter Abschnitt gilt Burckhardts Verhältnis zu den Basler Behörden. Dieses blieb seit der Rückberufung bis zum Rücktritt ein gutes, auch nach der 1875er Umwälzung der politischen Zustände und Institutionen. Diesem Basel fühlte sich Burckhardt überaus tief verpflichtet. Auswärtige Ehrungen nahm er meist an, alle Berufungen, über die Kaegi einläßlich berichtet, schlug er bekanntlich aus. In einem vierten Abschnitt, dem ausführlichsten, ist geschildert, wie sich «die Amtsidee in Burckhardts Briefen» spiegelt. Da vernehmen wir denn eingangs, wie er von allem Anfang an ohne Manuskript vorgetragen hat (und wir fragen uns ganz nebenher, ob hier etwa ein weiteres Indiz vorliegen sollte, daß Burckhardt sozusagen ein theologisches Erbe in säkularisierter Form verwaltete). Er konnte seine tägliche Arbeit nach eigenem Zeugnis kaum je vor 8 Uhr abends (oder gar 9 Uhr, S. 67) abschließen (der Beneidenswerte! so setzen wir ungleich Geplagteren hinzu). Die von ihm erwogene Gründung eines historischen Seminars lehnte er ab. «Ich kann mir nur denken», schrieb er 1868 an seinen Schüler Hans Frey, «daß man *einen* Schüler bilde, obschon ich auch das nie im Stande gewesen bin, aber eine Anzahl? — Ja, philologische Seminarien sind etwas ganz anderes.» Kaegi meint, Burckhardt habe seinem kleinen Basler Kreis nicht das pädagogisch Verdauliche gegeben, sondern das beste, was ihm erreichbar war. Und er fügt hinzu, das beste, was Burckhardt über die Idee seines Amtes habe verlauten lassen, stehe eigentlich gar nicht in seinen Briefen, sondern in den im Jahre 1868 konzipierten Weltgeschichtlichen Betrachtungen, und zwar gleich auf den ersten Seiten.

In diesem Abschnitt ist auch kurz die Rede von Burckhardts Verhältnis zu Nietzsche, das für Nietzsche wichtiger war als für Burckhardt; mit früheren Behandlungen der Frage setzt sich Kaegi auch hier nicht auseinander. Im Anschluß daran stellt Kaegi fest, Burckhardt habe weitgehend auf den Umgang mit Kollegen verzichtet (52). Wir haben diese Mitteilung hinzu-

nehmen, wissend, daß sie nicht ganz absolut zu nehmen ist, daß ihr aber durch die Ausnahmen nichts von ihrem Gewicht genommen wird[2]. Burckhardt wird Grund zu solchem Verhalten gehabt haben. Der Verzicht aufs Publizieren mag damit im Zusammenhang stehen. Wie einsam aber waren auf solche Weise die schöpferischen Geister unseres kleinen Landes, wenn innerhalb derselben Basler Mauern ein Bachofen, ein Balmer, ein Jacob Burckhardt, ein Overbeck und ein Staatsrat Gelzer völlig aneinander vorbeigingen, geschweige denn ihren Umgang auf eine der benachbarten Städte ausdehnten, etwa nach Luzern, wo einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber deutscher Sprache fast ebenso einsam lebte und schuf! Auf burckhardtischen Wegen wandeln wir jedenfalls nicht, wenn wir in historischen Gesellschaften und Zirkeln solche Kontakte suchen.

Anhangsweise bringt Kaegi noch einiges bei über Burckhardt als Mitglied seiner Fakultät. Darnach hat er die kleinen Pflichten nicht so leicht genommen wie «man» es sich etwa vorstellt. Akten und Protokolle erweisen das Gegenteil. Aber diese Pflichten waren ungleich geringfügiger als in unserm Jahrhundert. In diesem Abschnitt ist nun auch von Prüfungen und Habilitationen die Rede, und hier findet Kaegi Gelegenheit, auch Adolf Baumgartner, dem zweiten Nachfoger (der erste war Pflugk-Harttung) auf dem historischen Lehrstuhl, dem auch der Schreibende und einige seiner Studienkameraden in ihrer Studienzeit noch begegnet sind, eine Stelle in seinem Werke anzuweisen. Er war offenbar von früh auf ein seltsamer Herr. Als Professor hat er so wenig publiziert als sein Lehrer, in großem Unterschied zu diesem scheint sich aber auch nach seinem Tode nichts Publikationswürdiges in seinem Pulte vorgefunden zu haben. Da Kaegi auch in den nebensächlichen Personalien Vollständigkeit anstrebt, so darf der glarnerische Rezensent wohl nachtragen, daß der auf S. 73 ohne Vornamen erwähnte Examenskandidat Bäbler, den Jacob Burckhardt schon in seinem ersten Amtsjahr über ägyptische und vorderasiatische Reiche und Diadochen prüfte, Johann Jakob geheißen hat und von Matt im Sernftal stammte. Er wurde Bezirkslehrer in Brugg, später Gymnasiallehrer in Bern und Aarau. Heinrich Boos kommt auch bei Kaegi nicht aus einem gewissen Zwielicht heraus. Und nun lehrte auch Albert Burckhardt-Finsler neben seinem Sippengenossen Jacob. Woher hat wohl Kaegi, der sonst alle Quellen zitiert, die Kunde bezogen von dem ausgesprochen handfesten, derben Wesen dieses Gelehrten, Museumsmannes und Politikers, das ein näheres Verhältnis zu Jacob Burckhardt, der doch sowieso wenig Kontakt mit Kollegen hatte, ausschloß? Hier ist wohl zu wenig bedacht worden, daß noch Kinder des also Apostrophierten leben. Doch das nur nebenbei. Kaegi schließt das Universitätskapitel, indem er betont, daß

---

[2] Über dieses Distanznehmen Burckhardts ist kein zeitgenössisches Urteil bekannt als dasjenige, das wir in den eben erschienenen Briefen J. J. Bachofens lesen: «Burckhardt hat es wie Socrates: er liebt am meisten Schuster und Zimmerleute. Keiner seiner Kollegen findet vor ihm Gnade.» 13. Januar 1860, in: J. J. Bachofen, Ges. Werke, Bd. X: Briefe, Basel 1967, 202.

Burckhardts Anliegen weniger Forschung als Bildung war. Damit ist das Stichwort gegeben, das zum 2. Kapitel überleitet. «Der Bildung galt in besonderem Maße sein erstes Nebenamt, das er lange mit Hingabe gepflegt hat, sein Unterricht am Pädagogium» (S. 94).

In Amt und Nebenamt ging es ihm nicht in erster Linie um das Wissen des Historikers vom Fach, sondern um das Ganze des Menschen und um seine historische Dimension. «Nicht den ‹gelernten Arbeiter› im wissenschaftlichen Handwerk wollte er ausbilden, sondern den gebildeten Menschen, der Distanz zu nehmen versteht von sich selbst» (94).

Von 1858 bis 1883 war Burckhardt auch als Geschichtslehrer am Pädagogium tätig, erst an zwei, seit 1874 noch an einer, der obersten Klasse, wie denn mit einer ganzen Reihe von Professuren seit 1818 eine derartige Nebenverpflichtung verbunden war. Aus der Geschichte der Universität ist das leicht zu verstehen. Meistens funktionierte das System ohne Reibungen, einzig von Friedrich Kortüm weiß Kaegi zu melden, diese Schulstunden hätten «den robusten Freiheitskämpfer» als schwere Last bedrückt und zur Flucht aus Basel gedrängt (S. 134). Indes verhielt es sich, wenn wir die Universitätsgeschichte konsultieren, doch wohl ein wenig anders. Kortüm, ein zu Unrecht fast völlig Vergessener, wußte um den Geschichtsunterricht beider Stufen aus Erfahrung und Reflexion Bescheid. Es dürfte nicht Wehleidigkeit, sondern echte Einsicht gewesen sein, die Kortüm behaupten ließ, es sei unmöglich, beiden so verschiedenen Amtspflichten je spezifisch voll gerecht zu werden.

Doch wenden wir uns zu Kaegi zurück! Es ist ein für das Gesamtwerk typisches, dieses zweite Kapitel, mehr Interpretation von Dokumenten als Darstellung. Dabei ist das handwerklich Philologische nicht in die Anmerkungen verwiesen, sondern wird breit im Texte vorgeführt. Semesterberichte, Vorbereitungsmanuskripte, Schülernachschriften werden nacheinander umständlich besprochen. Wir übergehen in unserem Referat die beiden ersten Quellenarten und beschränken uns auf das, was Kaegi der Nachschrift Rudolf Wackernagels — 3 Bände von insgesamt über 1000 Seiten — zu entnehmen weiß, nicht ohne — doch ist das natürlich in der Rückwärtswendung nicht schwer — ex ungue leonem zu erkennen und darzutun, was Feller und Bonjour unterlassen haben, daß Rudolf Wackernagel wohl in der ganzen nachburckhardtischen Zeit in Basel die größte Begabung auf historischem Gebiete aufgewiesen habe, was wir gewiß alle gerne zugeben.

Wackernagels Nachschrift gibt Burckhardts kurze Diktate wieder, daneben läßt sie durch ihre freien Notizen einen tiefen Einblick in seinen freigestalteten Unterricht tun. Es war politische Geschichte, der auch sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Gesichtspunkte nicht fehlten, von der aber Kunst- und Kulturgeschichtliches fast ganz ausgeschlossen war. Gewiß war die einzelne Stunde für den Unterricht konzipiert und mit dem Blick auf die jungen Zuhörer wurde vorgetragen, *nicht* aber der Gesamtaufbau. Steigerte auch Burckhardt von sich aus seine Pflichtstundenzahl an den beiden Klassen von

5 bis auf 8 Wochenstunden — etwas unter heutigen Verhältnissen ganz Undenkbares! —, so stieß er selten über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus vor und kam oft bedeutend weniger weit. Wer aber würde es heute wagen, mit 1848 oder gar mit 1789 den Schlußpunkt zu setzen? Nun findet sich zwar bei Burckhardt die Rankesche Auffassung von der Unmittelbarkeit jeder Epoche zu Gott nie ausgesprochen. Aber er war offenbar tief davon durchdrungen, daß das Geschichtliche als solches bilde und daß der Lehrer die Funken aus jeder Epoche sprühen lassen könne, die Weisheit für immer vermitteln. Eine Stelle aus Wackernagels Heft bezeugt das ausdrücklich. Burckhardt hatte vom wachsenden Reich von Moskau aus einen Blick auf die Türkei geworfen und schloß mit dem Satz: «Man weiß nicht, ob Soliman und Selim eine Ahnung hatten, was ihnen hier für ein Konkurrent erwuchs... aber wie blind sind die Bedeutendsten für das Zeitgenössische!» (139).

Wir können nicht das ganze Referat über das Wackernagelsche Heft verfolgen, sondern heben einzig die glanzvolle Schilderung Ludwigs des Heiligen hervor (132), den er mit dem «rauhen» Friedrich II. von Hohenstaufen konfrontiert. Burckhardts eigene Hefte enthalten keine Spur davon. So ist es durchaus möglich, daß er nicht ganz zufällig gerade in diesem Kriegswinter 1870/71 so warm für die Größe des französischen Erbes eingetreten ist, sondern mit voller Absicht. Oder sollte er gerade damals Müllers Allgemeine Geschichte, die nachweislich auf seinen Regalen stand, durchblättert haben, die Ludwigs mit entsprechender Wärme des Tones gedenkt? Erwähnt sei endlich, daß Burckhardt das Schweizergeschichtliche, ja, Baslerische überall in seinen Geschichtskursus einbezog. Dazu, im Zusammenhang der Befreiungsgeschichte und Tells, nur eine knappe selbständige Nebenbemerkung des Schülers, die zeigt, wie aufmerksam und kritisch er zuhörte: «Köbi muß glauben, daß Mann dieses Namens existiert habe» (S. 133).

Es gibt noch manche andere Zeugen, Spitteler, Wölfflin, H. Gelzer (II.), Trog, und neben diesen erlauchten ein Heer Unbekannter, die sich über Burckhardt als den Lehrer des «anspruchsvollsten Schulfaches», wie Kaegi den Geschichtsunterricht zu unserer Genugtuung nennt, geäußert haben. Mein Vater, der als ganz junger Theologiestudent in einer der letzten Universitäts-Vorlesungen Burckhardts saß, sprach oft von der großen Rührung, die ihn überfiel, wenn er von Claude Lorrain sprach. Seine Rembrandtfeindschaft hinderte ihn nicht, seinen Kindern an Hand der Kunstwartmappen diesen tiefsinnigen, großen Meister nahezubringen. Hans Trog überliefert, Burckhardt sei *ein* Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, derjenige, bis zu seinem Tode dozieren zu können: «So sehr hing er an diesem schönen Amte.» Durch das Wort auf empfängliche Hörer zu wirken, sei ihm «als etwas ganz Unvergleichliches» erschienen. «Er gestand, daß er dieses Glücksgefühl am stärksten in der Schule gehabt habe, das sei im Grunde sein liebster Unterricht gewesen» (Kaegi, 144).

Nachdem wir uns da und dort etwas haben distanzieren müssen, schließen wir gerne mit einigen zusammenfassenden Sätzen des Autors:

«Irren wir nicht», so schließt Kaegi S. 104 einen Abschnitt, «so hängt die Breite des Einflusses von Jacob Burckhardts Wort und die Kraft seiner Wirkung auf die gebildete Basler Bevölkerung wesentlich von der Tatsache ab, daß er nicht nur im Hörsaal der philosophischen Fakultät eine kleine Auswahl von Studenten, sondern im Schulzimmer des Pädagogiums fast alle künftigen Gebildeten der Stadt in regelmäßigen zweijährigen Kursen von drei und vier Wochenstunden unterrichtet hat. Hier vermittelte er nicht nur die Ergebnisse seines wissenschaftlichen Denkens, hier leuchtete nicht das Feuerwerk seiner geistreichen Vorträge über ausgewählte Themen, sondern hier gab er das tägliche Hausbrot seines historischen Wissens und seiner Bildung in einem nicht unterbrochenen Zusammenhang. Hier erzog er sich das Publikum seiner öffentlichen Vorträge, die ein Niveau der Vorbildung voraussetzten, wie es heute in der Regel nicht mehr angetroffen wird» (104).

LA FRANCE ET L'EUROPE CLASSIQUE

A propos de deux livres récents

Par Anne-Marie Piuz

Les deux ouvrages dont j'ai le privilège de rendre compte, *La Civilisation de l'Europe classique*, de Pierre Chaunu[1] et *La France aux XVIIe et XVIIIe siècles*, de Robert Mandrou[2], sont deux grandes et excellentes synthèses qui marquent le renouveau, mieux, le tournant de la connaissance historique actuelle. Aux historiens d'aujourd'hui, particulièrement à ceux de l'Ecole française, à leurs travaux et à leurs enquêtes en cours, ces deux ouvrages, selon un mot de R. Mandrou, rendent justice.

Deux livres importants et de la même veine parce que leurs auteurs font partie de la même équipe. Les mêmes soucis méthodologiques les animent, la même problématique, sinon l'identité des problèmes posés. C'est que P. Chaunu et R. Mandrou doivent tous les deux beaucoup à leurs maîtres,

[1] Paris, Arthaud, 1966. In-8°, 706 p., ill., h.-t., cartes et plans (Coll. «Les grandes civilisations»).

[2] Paris, Presses Universitaires de France, 1967. In-12, 335 p., graph. et cartes (Coll. «Nouvelle Clio. L'histoire et ses problèmes», 33).